

Unterwegs und wieder daheim

Autor(en): **Fontane, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 49

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Unterwegs und wieder daheim. Von Theodor Fontane.

Ich bin hinauf, hinab gezogen,
Und suchte Glück und sucht' es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah ein tausendfarbig Licht,
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Und echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell und alter Lieb,
Und von mir abfiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich umwerbend ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

Das Christkind. Von Stijn Streuvels.

Der Pächter und seine junge Frau saßen einander gegenüber in der Mitte und rundherum die Leute, die Altknechte des Hofes, das gefehrtere und das jüngere Gesinde, lauter unverdrossene Arbeitskräfte vom Sommer her, die hier in Scheuer und Stall den Winter verbrachten; sie saßen in ihren Sonntagskleidern vornübergebeugt mit krummen Rücken, ein jeder vor seinem Teller, schmauften emsig und taten dem lederen Weihnachtsmahl alle Ehre an. Die Mägde hatten mit der Bedienung der Tafel vollauf zu tun, sie wurden von den starken Essern gerufen und packten auf, ob irgendwo etwas fehle. Nur Trese durfte behaglich dazugehen und mit den andern essen, weil sie alt und abgeradert war und ihr Leben hier auf dem Hofe verknüpfen hatte, wo sie nun geehrt und angesehen wurde wie jemand, der zum Haus gehört und seine wohlverdiente Ruhe genießt. Sie kümmerte sich um Beva, die neben ihr saß und keinen Hunger zu haben schien. „Warum ißt du nicht?“ fragte die Bäuerin, die das jetzt erst merkte; „du sitzt da wie in den Wolken, es ist, als ob du gar nicht dazu gehörtest!“ Nun schossen Beva die Tränen in die Augen, und sie konnte sich nicht länger zurückhalten. „Was ist los?“ rief man von allen Seiten. „Was ist geschehen?“ Aber Trese, die alte Magd, nahm sie in den Arm: „Sie hat solches Verlangen nach dem Christbaum, Bäuerin“, begütigte sie, „es wird schon vorübergehen!“ Die Bäuerin sah der Reihe der Esser entlang zu Toni, aber der Knabe saß unter der Obhut des Schäfers mit hochrotem Kopfe da

und war ganz bei der Sache. Er nagte gerade ein Schweinsrippchen ab, daß ihm das Fett an den Fingern herunterlief und sein Kinn damit beschmiert war. Der Junge tat sich gütlich am Weihnachtsmahl. Als die Schüssel mit den geschmorten Pfötchen und Dehrchen geleert war, kamen die Waffeln an die Reihe, die zu vier oder fünf auf einmal nachgewärmt wurden, so daß sie glühend heiß, braun und knusprig auf die Tafel kamen, wo man ihre Rillen mit frischer Butter vollstrich; zusammengeklappert wie Butterbrote, verschwanden sie leise krachend wie von selbst zwischen den Zähnen.

Nach der Mahlzeit schob man die Stühle wieder um den Herd, um sich am weihnachtlichen Holzblod zu erfreuen. Es war der riesengroße Baumstrumpf einer Pappel, ein schwerer schwarzer Klumpen, um den die züngelnden Flammen spielten; die knisternden Funken flogen hoch in den Kamin. Das Freudenfeuer war der große Anziehungspunkt des Abends; nur einmal im Jahre gab es dergleichen Ueberfluß im Herd, und deshalb tat es gut und doppelt wohl, wenn es einem auch so an den Schienbeinen brannte, daß der Kreis ab und zu erweitert werden mußte, weil es zu heiß wurde. „Der Weihnachtsblod will aus einem gewissen Abstand angeschaut werden!“ sagte der Pferdeknecht. So saß die ganze Gesellschaft behaglich plaudernd in einem Halbkreis und wachte über das Feuer. Nur die älteren Knechte blieben am Tisch und spielten unter der Lampe ihre Partie Karten.